

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

232 (7.10.1925) Die Mußestunde

auf die Knochen aufgefressen ist. Der Wolf frisst sowohl Säugtiere wie Geflügel jeder Größe. Vögel wie Mäuse Gänse wie Frösche, und in Ermangelung geeigneter Nahrung nimmt er auch mit Pflanzenwurzeln, Moos, selbst mit alten Pantoffeln vorlieb. Oft frisst er auch die eignen Gefährten auf, wenn diese, durch Alter und Krankheit geschwächt, sich nicht mehr zur Wehr setzen können.

Deftliche Belastungsprobe. Deftliche Gebäude werden, bevor sie der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden, seit jeher auf ihre Sicherheit geprüft und besonders einer Belastungsprüfung unterzogen, deren Methode im Laufe der Zeit mancherlei Wandel erfahren hat. So wurde, wie eine englische Zeitschrift berichtet, der neugelagerte Fußboden in einem Saal der Albert Hall auf seine Sicherheit geprüft, indem zuerst ein Bataillon Gardisten hineingelassen wurden, die, 500 Mann an der Zahl, die 2500 Quadratmeter des Saales rund herum marschierten. Die Probe fiel günstig aus, und der Fußboden hielt vom Jahre 1904, bis vor etwa zwei oder drei Jahren ein neuer Fußboden gelegt wurde. Man hat sich aber durch die Erfahrung der letzten Jahre überzeugt, daß das Gewicht einer dicht zusammengedrängten Menschenmenge größer ist, als man bis dahin angenommen hatte. So wird eine neue Tribüne für Fußballwettkämpfe in der Weise ausgebaut, daß eine Menschenansammlung möglichst dicht darauf aufsamengedrängt wird. Eine ähnliche Methode wird auch bei der Prüfung von Theatergalerien angewandt. Als das Prince's Theatre in London umgebaut wurde, haben vierhundert unbeschäftigte Arbeiter die Sicherheit der Galerien ausprobiert. Die Tragfähigkeit von neun Eisenbahnbrücken prüft man nicht nur durch darüber geleitete beladene Büge, sondern auch durch eine Anzahl schwerer Lokomotiven festzustellen, die man längere Zeit auf ihnen stehen läßt. Auf eine seltsame Art werden die neu in Betrieb gesetzten Omnibusstopen ausprobiert, indem man sie mit Sandfäden beladet. Nicht weniger als 38 dieser Fäden wurden kürzlich verwendet, um die Zuverlässigkeit der Sprungfedern zu erproben. Dann erfolgte auch die Prüfung der Gleitfähigkeit und der Bremsvorrichtungen.

Bücherschau

„Der deutsche Rhein“. Seine Germanisierung im weltgeschichtlichen Zusammenhang. Von Dr. Erich Trob. Frankfurt Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M., 35 Seiten. Preis 1 Mark. — Die vorliegende Schrift steht im Rheinland nicht nur eine Provinz, die vom Reich „unter allen Umständen gehalten werden“ muß, sondern das Herz Deutschlands; sie weist mit plastischer Anschaulichkeit nach, daß vom Rhein der deutsche Staatsinn, das frühliche Gestalten im hellen Licht des Tages, Dichtung und Baukunst, Handwerk und Wirtschaft in den nebelhaft-romantischen Norden drang, und daß erst aus dieser Verschmelzung das innerlich tiefe und doch lebensfrohe und lebenskräftige Deutschland entstand, das den europäischen Nordosten und Südosten verbindet. Der Verfasser geht weit in die Vergangenheit zurück: man sieht den Mittelmeerraum und das nordische Wesen in früheren Jahrhunderten aus ihrer Landschaft erwachsen, schaut der ersten — keltischen — Durchdringung weilsch des Rheins mit den eigenartigen Formen von „alotie und epriti“ zu, sieht dann die haunenden Germanen vor und nach der Wlute Roms in den südlichen Kreis treten. Am Rhein entsteht schließlich der deutsche Staat und die deutsche Kultur: die geschichtliche Erscheinung Deutschland, die sich fördern zu wollen — wie der Verfasser überzeugend nachweist — lächerlich und sinnlos ist.

Der Krieg im Jahre 1930. Eine Schilderung seiner wahrscheinlichen Verlaufs. Von Generalmajor a. D. v. Schoenaich, 50 Pfa. und 5 Pfa. Porto. Verlag der Neuen Gesellschaft Berlin-Helgenwinkl. — Unter diesem Titel erscheint soeben ein für die Massenverbreitung bestimmter Sonderabdruck aus dem vielbesprochenen Buche „Vom vorigen zum nächsten Krieg“ des bekannten Generalmajors a. D. Freiherr v. Schoenaich. Mit visionärer Kraft und prophetischer Eindringlichkeit entwirft der Verfasser hier ein Schreckensbild des mit allen Mitteln der Technik geführten Zukunftskrieges zwischen Deutschen und Franzosen. Die Schilderung wirkt wahr und gerade darum so erschütternd. Sie wird Genner und auch die Befürworter des Krieges zum Nachdenken zwingen und ihnen verständlich machen, weshalb dieser bekannte General durch den Weltkrieg zum Vorkämpfer einer anderen Art der Beilegung von Streitigkeiten unter den Völkern wurde.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volkstreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätselleute

Belegbild



Wo ist der Landbriefträger?

Belegbild

T. Hauch
Berlin

Aus den Buchstaben dieser Belegkarte soll der Beruf der Dame herausgesucht, d. h. zusammengestellt werden (mit „B“ beginnend).

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 40. Woche

Reim-Ergänzungs-Rätsel:
Abgleich.

Immer wehmutsvoller singt es,
Immer sehnsuchtsvoller klagt es
In den Büschen, in den Zweigen.
Wälein singt den Abschiedsreigen.
Bald wird um die welken Rosen
Kalt und rauh der Herbstwind tosen.
Gras und Kräuter werden sterber
Und die Wälder gelb sich färben;
Dann sind wir, die Nimmermüden,
Fern von euch, im sonn'gen Süden,
Doch, wenn wir auch von euch geben,
Singen wir: Auf Wiedersehen!

Silberrätsel. Die zu bildenden Wörter waren: 1. Riga; 2. Jüder; 3. Engels; 4. Demokratie; 5. Eien; 7. Mar; 8. Indlaner; 9. Töpper; 10. David; 11. Ellenbogen; 12. Regiment; 13. Albinoseros; 14. Eiel; 15. Alpen; 16. Kino; 17. Tanne; 18. Skarus; 19. Olive; 20. Nachtigall.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Wahlspruch: Nieder mit der Reaktion!

Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Weiser, Anton Lauffe, Johanna Senfert, Irma Göhring, Karlsruhe; Ernst Barth, Karlsruhe-Mühlburg.

Witz und Humor

Feinkühler Lachs. Der Fischhändler (den Lachs seiend): „Prachtvolle Farbe, wie?“ — Die Hausfrau: „Kein Wunder, bei Ihren Preisen muß er ja erröten!“ („Lachs links“.)

A.: „Ich glaube, wir haben uns letzten Monat hier in diesem Restaurant einmal getroffen. Ihr Mantel kommt mir so bekannt vor.“
B.: „Da hatt' ich ihn ja noch gar nicht.“
A.: „Ne, aber ich.“ („Berliner Musikrierte.“)

Treffende Antwort. „Sehen Sie sich vor, Herr Stint, mein Mann will jeden erschießen, der mich zu küssen mag.“ — „Was heißt jeden? Hat er denn ein Maschinengewehr?“

Definition. „Vater, was ist denn der Unterschied zwischen Neugierigkeit und Klatsch?“ — „Das will ich dir sagen, mein Junge. Wenn deine Mutter etwas jemandem erzählt, dann ist es eine Neugierigkeit, aber wenn ein anderer ihr etwas erzählt, dann ist es Klatsch.“

Die Wuchstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

Was will ich denn?

Was will ich denn?
Was willst du aus mir singen,
Du nimmermüde Seele,
Vom Himmel willst du singen?
Vom dem Alleinsein, dem Verbundensein?
Vom Kind, das unter Bäumen singen lernt,
von seinen Eltern, die es lehren?
Vom Baum, der wie ein Grashalm unzer Schreien über-
raat,

von uns, die wir wie Käfer drunter kriechen?
von unserm Grab, in dem wir weiter rollen
im Abgrund dieses rätselhaften Seins,
von all den Kräften, die benebelnd uns umfließen,
die immer dich und mich ins Unzufriedene stießen,
von Weib und Kind?
Ich will vom Menschen und der Allzeit singen,
vom Mensch! Vom Menschen ohne Staat und Grenze.
Den nichts mehr trennt,
in dem das Flackerlicht nie niederbrennt.
Dem Zukunftsingenien, den nicht Glauben trennt,
der sich erkennt.
Den nicht mehr Feindschaft und die Lüge hemmt!
Oh, hülf' dich mein Sinnen, daß der Kampf zu diesem
edlen Ziele
in jeder Brust,
daß endlich er, mit aller Lust, entbrennt!
Walter v. Molo.

Das Bettelweib von Locarno

Eine Erzählung von Heinrich v. Kleist

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutz und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weißläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr untergeschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mittelid gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Bücher abzusetzen pflegte, besah der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter dem Ofen zu verbergen. Die Frau, da sie sich erhob, glitt sie mit der Krüde auf dem glatten Boden aus und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglich Mühe aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Wehnen niederfiel und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedeutliche Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem oben erwähnten leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunterkam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spure, indem etwas, was dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgefunden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Wehnen niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus und sagte, er wolle soogleich aufstehen und die Nacht zu seiner Verubigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bot um

die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafstimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Geräusch erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtstunde umache, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschütterter war er, als er in der Tat mit dem Schlaue der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich von Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Gesens und Gerunterkam, sank. Die Marquise, am andern Morgen, da er sich fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und nachdem er mit scheuen und ungewissen Blicken umschah, und daß er sich die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit ihrem Leben nicht Richtigkeit habe; so erschrak sie, wie sie in ihrem Leben nicht getan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sich noch einmal in ihrer Gesellschaft einer falschlichen Bedienten, den terwerken. Sie hörten aber samt einem treuen Knecht das sie mitgenommen hatten, in der Tat in der nächsten Nacht das selbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch, und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie erariff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken und dem Vorfall irgendeine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschreiben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Dersklaffen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür deselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich noch etwas Drittes, Lebendiges, bei sich zu haben, den Hund mit in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, der zwei Dichter auf dem Tisch, die Marquise unangesehen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schranke genommen, neben sich, setzen sich gegen einander auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchten, legt sich der Hund, Kopf und Schwanz zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schließt ein. Drauf in dem Augenblick der Mitternacht ährt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den Zimmerwink mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krüden im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm knistert, mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, und fuhrnd plötzlich die Ohren spitzend, vom Boden empor, und fuhrnd und bellend, grad als ob ein Mensch auf ihn einzuwärteln käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen erariffen: Wer da?! ruft, und da niemand antwortet, gleich in den Rausenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt zu fliehen. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengedrückt und nach Zusammenfassung einiger Sachen aus dem Tore herausgerast, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufsteigen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kette genommen, und daselbe, überall mit Holz gefüllt, wie es war, an allen Ecken, müde seines Lebens, angestreckt. Bergobens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendste Weise bereits umgekommen, und noch fest liegen, von den Landleuten aufammengetragen. Seine weihen Bebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen lassen.

Sontin

Aus meinem hinesischen Tagebuch
Von Karl Salm

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde Sontin von den Franzosen unter dem General Kerriere erobert. Kurz darauf machte man den König von Anam tributpflichtig, der in Hue, seiner früheren Residenz, als geduldeter Gast pensioniert sein Leben fristete.

Es waren harte Kämpfe dort auszufechten, bis man Herr des Landes wurde, das damals unter den Schwarzen und Gelben als Kaufstaat bekannt war. Das Land gehörte den Rüberbanden, die die Eingeborenen tyrannisierten und schächten.

Anangefochten kamen die Franzosen von Hai-fong über Sanoi nach Sontin, wo die ersten Gefechte stattfanden. Dann zogen sie am Son-can, dem roten Fluß, entlang, setzten sich fest in jener Gabelung, wo der schwarze Fluß in den Son-can mündet und bauten dort schnell ein Fort mit Proviant- und Munitionsmagazinen. In den ersten sechs Monaten war das Expeditionskorps so zusammenschmolzen, daß man genötigt war, eine lange Raft abzuhaken und den Erlaß abzuwarten. Bis dieser ankam, wurde die geringe Besatzung von den Anarißen der Rüberbanden bedrückt und schließlich desmiert von der Malaria und der Ruhr. Das einsehende Hochwasser, das weithin bis zu den fernsten Bergen die Gegend überflutete, gab der Besatzung den Rest. Nur wenige retteten sich auf Floße in die schützenden Berge, wo die Ueberlebenden belagert ausblieben, bis endlich der Erlaß im Frühjahr 1886 ankam. Wieder zog man am Fluß entlang bis zum heutigen Nitra, wo man ein Fort baute und einen Nebenfluß, den Riviere Claire, als Wassergrube nahm. Nach unsäglichen Mühen gelangte das Korps nach Thuen-quang, wo wieder blutige Gefechte stattfanden. Der Ort ist befestigt und umrahmt mit einer hohen Mauer, die mit vier steilen Türmen gesäumt ist, in denen alte hinesische Glocken-Riesen-Gonas hängen. Inmitten der Zitadelle ragt ein Berg empor, um den Bastionen, Wohnungen für Offiziere und Verwaltungsbauwerke sich ziehen. An der inneren Mauer entlang stehen Baracken und Steinbauten für die Soldaten. Wenn das Hochwasser eintritt, muß die Garnison auf der breiten Mauer kampieren. Die vier Türme dienen dann zu Küchen und Ambulanzen.

Bald erstreckte sich die Herrschaft der Franzosen über ganz Sontin. Jeder Offizier sammelte sich einen Haufen und zog mit diesem auf gut Glück in den Urwald. Fremdenlegionen waren die Bringer einer Kultur, der sich die Eingeborenen oft mit Recht widersetzen. Mit Verheeren und östlichen Telegatzen verständigten sich die einzelnen Führer, und bald war das ganze Land vom nördlichen Wendekreis bis zum Golf von Sontin erobert. Aber nun begann der entsetzliche Guerilla-Krieg, der auch heute noch währt. Selten erlährt man etwas von den blutigen Kämpfen, die dort stattfanden, nur das trans. Kriensministerium kennt die Gefechte und hat die Soldaten abruft. Sontin ist die Kolonie, in der der französische Offizier am spätesten Alter der Ehrenlegion wird. Hat er sich das rote Bändchen erobert, kehrt er ins Mutterland zurück im stolzen Bewußtsein, genus für die „Kultur“ geleistet zu haben.

Die Mannschaften mühten zwei Jahre in dem mörderischen Klima auszuhalten. Dann waren sie aber erledigt. Zitronengelb die Hautfarbe, bläulich-rot die Lippen, oft taub vom vielen Chintin, stierend der Gang, so schlaffen Dreihingelbäue einher, an Greise erinnernd. Viele begannen Selbstmord, viele wieder verübten traud eine Tat, die sie vors Kriensgericht nach Sanoi brachte, nachdem sie sich erst den Mut dazu im Reischnapsrausch geholt hatten. Nur um wieder Mensch, wenn auch Gefangener, zu sein.

Von San-phong aus, der Hafenstadt an der Mündung des roten Flusses in das Chinesische Meer gelegen, können die Sedampfer oft 100 Kilometer weit den gewaltigen Strom befahren. Schaluppen besorgen den weiteren Verkehr mit den weiter gelegenen Stationen und Posten. In Thuen-quang besteht eine Sampanflotte: grobe, überdachte Kähne, die durch lange Bambusstangen, von Kulis gehandhabt, befördert werden. Bei den häufigen Stromschnellen wird der Kahn vermittelt langer Schlingengewächse, die als Seile dienen, durch die

Beleitmannschaft vorwärts gezogen. Manchmal scheuert die rasende Strömung Mannschaft und Schiff gegen ragende Felsen. Bevor solch eine Stromschnelle genommen wird, opfert der anamitische Schriftführer Goldpapier, Raketen und Glühstangen dem großen Buddha, um eine glückliche Fahrt zu erwirken. Ist die Stromschnelle überwunden, so werden die anderen Schiffe beigeholt. Das Meer wird überwacht; denn schon oft wurden die Transporte an den gefährlichsten Stellen überfallen und die Soldaten niedergemacht. Inmitten des Flusses wird übernachtet. Posten tauchen hinter den Schiffschrauben, jedes Geräusch auf den beiderseitigen Ufern deutend. Dichter Urwald säumt den Fluß, und prachtvolle Felspartien ragen oft bis in die Mitte der Strömung, eine natürliche Brücke bildend. Nirgends ist die Nacht so unbeimlich, wie in den Urwäldern Sontins. Das Menschenauge vermag die Dunkelheit nur wenige Meter zu durchdringen. Allerlei Geräusche und Stimmen ertönen in der Nacht, die schwanger ist von giftigen Dünsten und kühl wie ihre Schwester im deutschen November. Das Schreien der Hirsche vermischt sich mit dem Miauen der Tiger, die massenhaft den Urwald bevölkern, und die Nachtvögel vollführen ein Konzert, das verdammt nicht im himmlischen Konservatorium eingeübt worden war. Bald fällt ein unterpülter Baum in den Strom und treibt an den Schiffen entlang und macht den Wagen den erstarren, wenn ihn die Zweige streifen. Dann wieder rückt ein Felsstück vom Berge donnernd in die Tiefe. So werden oft die zwei Stunden der Wache zu einer Ewigkeit voller Warten und Todesangst.

Im Hinterland des Schiffes ist der Steuermann noch wach; sein Bon macht ihm die Opiumpeise auredt, während der Führer der Kolonne, ein Sergeant der Fremdenlegion, schon längst im Opiumdelirium liegt. Da fällt ein Schuß mitten in der Nacht. Der Posten will Menschenstimmen am Ufer gehört haben. Sofort wird alles gefechtsbereit gemacht, und trotziger Bambus lodert wie Fackelfeuer auf den Dächern der Schiffe. Wankend, mit stieren Augen klettert der Sergeant hervor und übernimmt das Kommando. „Schnellfeuer!“ wird befohlen. Wie ein wilder Mechanismus rattern die Schloffer der Lebelbüchsen und schauerlich antwortet das Echo des Urwaldes auf das peitschende Schießen. Endlich ist der „Anariff“ abgeschlagen. Der Morgen naht. Ein Schiff fährt aus Meer unter Führung des Sergeanten, der dort alles Mögliche und Unmögliche in seiner Opiumphantasie vorfindet. Ein Pfad wird entdeckt, der am Fluße entlang nach der nächsten Station führt. Und der Sergeant schreibt seinen Bericht über den nächtlichen Ueberfall von den Kütern der Gelb- oder Schwarzlagaen, schmückt die Sache gebräug aus, rühmt die Tapferkeit der Truppe und schließt mit einem „Vive la France!“

Nach Wochen erreicht der Transport sein Ziel. In Bessen, hoch oben im Gebirge, stehen Offiziere und Soldaten am Ufer und hulldgen der heldenmühtigen Schar.

Längere Zeit nachher wird auch dem Rapport bekanntgegeben, daß dem Sergeant die Militär-Medaille, den Soldaten der Orden von Sontin verliehen worden ist. — Aber feiner hat den Feind von Angesicht zu Angesicht auf der wochenlangen Fahrt gesehen.

Wie alt werden Pflanzen und Tiere?

Von Dozent Ewald Schild

Die Bewertung der Lebensdauer verschiedener Pflanzen und Tiere nach Jahren ist oft recht unsicher. Nicht mit Unrecht hat H. Meilen darauf hingewiesen, daß das Lebensalter eigentlich besser durch die Zahl der Generationen ausgedrückt sei, daß also eigentlich ein Tier, das vier oder fünf Generationen überlebt, relativ entschieden älter genannt werden muß, als ein anderes, das bloß zwei bis drei Generationen seiner Stammesgenossen überdauert, selbst wenn das erste eine am Maßstab der Jahre gemessene kürzere Lebensdauer aufweist.

Wie unsicher die Bewertung der Lebensdauer nach Jahren ist, zeigt recht deutlich folgender mittelhochdeutscher Spruch: „Ein Jaun (Jonia) währt drei Jahre, ein Hund drei Nohalter, macht 81 Jahre. Der Esel erreicht drei Menschenalter, die Schneegans drei Eisalter, die Krähe drei Gänsealter, der Hirsch drei Krähenthaler, die Eiche drei Hirschenalter.“ Das dieses periodische System an Jahren besonders in seinen höheren Potenzen der Wirklichkeit oft arg widerspricht, ist wohl leicht einzusehen. Nicht selten dient auch als Leitmotiv bei der Altersmessung die Ansicht, daß größere Tiere mit ihrer längeren Wachstumsperiode auf eine längere Lebensdauer angewiesen sind. So will man gefunden haben, daß Elefanten 300 Jahre, Pferde 30, Kaninchen 10 Jahre usw. alt werden. Indessen scheint die Annahme noch nicht überall auszutreffen, da das

Schwein nicht älter wird als die um so viel kleinere Rabe, insofern man beiden Tieren nach verschiedenen, allerdings nicht allgemein gültigen Beobachtungen eine Lebensdauer von 20 bis 30 Jahren zutraut. Bekannt sind ja auch durch ihre Langlebigkeit manche Vögel (Parasiten), Schildkröten usw., die oft eine Lebensdauer von mehr als 100 Jahren aufweisen, obwohl ihnen der „Größe“ nach ein weit geringeres Alter zuzumessen würde.

Ähnlich wie im Tierreich entspricht auch bei den Pflanzen die Lebensdauer im allgemeinen den mehr oder weniger rasch verlaufenden Entwicklungsperioden. Dabei stoßen wir auf Altersklassen, die oft recht märchenhaft klingen. Es sei an den allbekanntesten Drachendornbaum auf Teneriffa erinnert, der von den Eingeborenen als uraltes Heilium und Schutzgeist verehrt wurde, als die Kanarischen Inseln zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts von den Spaniern entdeckt wurden. Alexander Humboldt sah gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts diesen Baum, dessen Stammumfang an dieser Zeit nicht weniger als 15 Meter betrug. Im Jahre 1867 wurde dieser Riese durch einen heftigen Sturm für immer vernichtet. Sein Alter ließ sich nicht genau bestimmen, wird aber von einzelnen auf mehrere tausend Jahre geschätzt.

Weiteren Kreisen sind auch die in Nordamerika im Vollsonnenpark und in Kalifornien vorfindenden Mammutbäume (Sequoia) bekannt geworden. Diese gigantischen Baumriesen erreichen bei einer Stammhöhe von mehr als 100 Metern einen Umfang von oft mehr als 20 Meter! Man auch die Angabe, daß solche Bäume 6000 Jahre alt werden können, statt übertrieben sein, so ist der Botaniker durch die Zählung der Jahresringe in der Rinde, ihr Alter mit annähernder Sicherheit auf 2000 bis 3000 Jahre anzugeben.

Dabei darf man aber nicht glauben, daß an dem Baume alles das gleiche Alter besteht, wie das gesamte Individuum. Mit Hilfe des Mikroskops läßt sich da leicht der Nachweis führen, daß bloß nur noch ein relativ kleiner Teil des Gewebes aus lebenden Zellen besteht, denn der größte Teil des Holzes, eben die Hauptmasse des ganzen Stammes, wird aus toten Zellen gebildet, die ihres lebenden, plastischen Inhalts längst verlustig gegangen sind. Das Holz stirbt allmählich von innen nach außen ab, während bei der Rinde das Umgekehrte zutrifft. Hier schuppen sich die äußeren, älteren Teile ab und werden von unten her durch jüngerer, frischeres Gewebe ersetzt.

Der Baumriese ist eigentlich einem alten, weislichen Gebilde nicht unähnlich, in dem nur noch einige ganz kleine Räume belebt und bewirksam sind. Aber schließlich hat doch einmal die Todesstunde geschlagen und die gigantischen Anzeiger fallen endlich dem unerbittlich nagenden Zahn der Zeit erdgültig zum Opfer.

Die Parabel von den Lieblings-Abneigungen

Von Sated, dem Weissen

Aus dem Amerikanischen von Max Havel

Wir gingen in Gesellschaft, Returab und ich. Und als sie uns belaste Brötchen gaben und eine Tasse Tee, doch keine Gelegenheit, wo wir diese Tasse hinstellen konnten, da kam eine Dame auf mich zu und setzte sich an meine Seite. Und sie sagte: „Bist du Sated, der Weiße?“

Und ich antwortete: „Ich bin Sated! Und was meine Weisheit anbetrifft, so besteht darüber eine ehrliche Meinungsverschiedenheit!“

Und sie sagte: „Ich habe etwas gegen dich, denn mein Mann hat dein Zeug gelesen und er sagt mir, daß du auf Haarwidel nicht gut zu sprechen seist! Und seit er deine Parabeln gelesen hat, schilt er mich, weil ich beim Frühstück ein Morgenhäubchen trage. Aber wenn ich am Morgen kein Häubchen trüge, wie könnte denn dann am Nachmittag beim Empfang mein Haar hübsch aussehen?“

Und ich antwortete ihr und sagte: „Ich habe drei Lieblings-Abneigungen, ja, es sind eigentlich vier Dinge, die ich verabscheue! Erstlich einmal Bettwäsche, die unten sichtbar wird, sodann Tapfata-Pudung, hernach gefranste weiche Servietten für einen Mann, der schwarze Kleidung trägt und endlich Haarwidel beim Frühstück!“

Und sie sagte: „Aber ist denn so ein Morgenhäubchen keine nette Sache?“

Und ich sagte: „Gott, der Herr, hat mir einen mächtigen Geist der Unterscheidung gegeben, so daß ich unter den Spitzen und Bändern eines Häubchens die zertraute Frijur und unjaubere Haarwidel erschaun kann!“

Und sie sagte: „Eine Dame wünscht so gut als möglich auszuweichen, wenn sie das Haus verläßt!“

Und ich sagte: „Eine Frau sollte alles Mögliche daransehen, den Augen ihres Gemahls so gut zu gefallen wie sie ihm gefiel, ehe er der Gemahl war!“

Und ich besornte ihr eine zweite Tasse Tee und verabschiedete mich.

Und als wir unsern Weges gingen, Returab und ich, sagte Returab:

„Ich sah dich im Gespräch mit dieser Dame. Wie hat sie dir gefallen?“

Und ich sagte: „Returab, wenn diese Frau die Liste der Frauen, in der der Name meiner zweiten Frau verzeichnet ist, entbeken würde, könnte sie, leise summend, fragen: „Ist mein Name eingeschrieben?“ — Und sie würde ihn vergeblich suchen!“

Und Returab sagte: „Darf ich diese Liste lesen?“

Und ich sagte: „Ich werde sie für dich mit Schreibmaschinenschrift schreiben und auf deinen Spiegel kleben!“

Und die Liste, die ich dort aufklebte, nannte diesen Namen und keinen anderen:

Returab

Returab

Returab

Und Returab sagte: „Mennelich ich den guten Geschmack rühme, der dich wünschen läßt, deine erste Frau auch als meine zweite Frau zu sehen und ich mich auch bestemend geehrt fühle, so bin ich doch nicht sicher, ob ich zu meinem zweiten Gatten einen Mann wähle, der dafür, daß er mich wählt, keinen besseren Grund anzugeben weiß, als daß ich beim Frühstück kein Morgenhäubchen trage!“

Und ich sagte: „Das ist vielleicht mein einziger Grund, aber es ein zureichender Grund für einen Mann, der ein paar Lieblingsvorurteile zu besitzen wünscht, wie etwa das meine gegen Morgenhäubchen beim Frühstück. Es gibt Frauen, die ihre Männer quälen und Frauen, die dem Kaffee ihrer Männer etwas wie Kattengift beimengen, um seine Qualität zu verbessern, und ich begäre keine dieser Frauen. Aber ich würde lieber Kattinpe oder Lucrezia Borgia heiraten als eine Frau, die ihre Haare erst nach dem Frühstück kämmt. Ja, lieber als daß du zum Frühstück mit einem Morgenhäubchen, das Haarwidel verbrät, erscheinst, lieber ertrage ich, daß du Gummi kaufst, während ich verbeige!“

Aus Welt und Wissen

Das Verbreitungsgebiet der Wölfe. Zurzeit trifft man den Wolf ziemlich in allen Teilen Europas, obwohl er sich mehr und mehr aus den bewohnten Gegenden ins Gebirge zurückzieht. In Spanien findet er sich auch auf ausgedehnten Ebenen, und in Griechenland, Italien und Frankreich ist er ziemlich überall verbreitet, während er in der Schweiz selten geworden und aus Deutschland verschwunden ist. Hier kommt er nur noch in Ostpreußen während des Winters durch Exemplare, die aus den polnischen Wäldern herüberwechsell, ziemlich häufig vor. Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland sind die Länder, die am schwersten unter der Wolfplage zu leiden haben. Wölfe findet man außerdem in ganz Nord- und Mittelasien, und ein naher Verwandter der gefährlichen Bestien bewohnt Nordamerika von Mexiko und Florida bis zu den Geländen des Eismees. Nach den Mitteilungen einiger Reisenden trifft man auch im Nordwesten Afrikas Wölfe an. In Asien streichen sie bis Nepal. Auf Island und den Inseln des Mitteländischen Meeres war der Wolf niemals heimisch, und in Großbritannien ist er seit Jahrhunderten ausgerottet. Die Wölfe vereinigen sich im strengen Winter zu Rudeln, die mehr als 50 Weisen in den Bergen zurücklegen und auch die Ebenen durchqueren. Bei diesen Wanderzügen bilden sie lange Reihen; jeder Wolf folgt nicht nur im genauen Abstand seinem Vordermann, sondern er läßt es sich auch angelegen sein, wie die Indianer auf dem Kriegspfad, seine Woten genau in die Spuren des Vorgängers zu legen, wodurch es schwer wird, die Zahl der Tiere eines Rudels annähernd festzustellen. Wird eine Beute gewittert, so bilden die Wölfe einen Kreis, um durch ein konzentrisches Eintretungsmanöver dem verfolgten Tiere die Flucht abzuschneiden, bis einer die Beute erreicht und zu Boden wirft. Dann stürzt sich das ganze Rudel mit furchtbarem Geheul auf das niedergeborene Tier, das im Handumdrehen bis